

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Unvermählten

Greinz, Hugo

Berlin, 1914

Das Ende Emanuels

Das Ende Emanuels

Die Tür tat sich auf, und ins Café, das von Musik und Lärm und Lachen erfüllt war, trat ein hoher, schlanker Mann. Man hätte ihn für einen Ministerialrat halten können, entschied sich aber in Unbetracht des Lokals lieber für einen Hochstapler. Denn dies Café war kein wohlangeschriebenes. Untertags ein Durchschnittslokal, in dem die Bürger Tarock, Billard, Domino und auch gefährlichere Spiele spielten, enthüllte es um die elfte Abendstunde, nachdem der Raum eine gute Zeit hindurch fast ganz leer geblieben, seinen anderen Charakter. An der Stirnseite stand ein Podium. Das bestieg um diese Stunde ein halbes Duzend musizierender Zigeuner. Sie nannten sich wenigstens so, und ihre Gesichter sprachen auch dafür. Gelb, lasterhaft, frech, fast ohne Ausnahme mit einem Stich ins Kriminelle. Die meisten der Mitglieder dieser Kapelle waren tatsächlich Madjaren, von diesem Budapester Abhub, der fortwährend herüberströmt, und der Kapellmeister, den man Janosch rief, sprach nur gebrochen Deutsch. Ob mit Absicht, oder weil er es wirklich nicht besser konnte, wußte man nicht. Um elf Uhr

täglich stiegen die Musikanten auf das Podium und spielten erst vor zwei, drei Tischen, an denen verspätete Gäste saßen. Dann, um Mitternacht, kam das andere Publikum. Zuerst die Mädchen. Junge, die in ihren besten Stunden, wenn sie ausgeschlafen und wohlfrisiert waren, entzückend frisch aus sahen, und die älteren, denen auch der längste Schlaf die Jugend nicht mehr zurückgeben konnte. Sie setzten sich um diese Stunde, da sie kamen, gewöhnlich an einen Tisch in der Nähe des Podiums. Die Musikanten waren da noch die einzige Herren gesellschaft, und der Janosch hatte seine Beziehungen zu dieser, der das Cymbal spielte, zu jener, und der Flötist gleich zu drei, viere. Denn der war der echteste Zigeuner, so daß ihm ein Wiener Mädel nur schwer widerstehen konnte. Eine halbe Stunde später erfuhren die Beziehungen zwischen den Mädchen-tischen und dem Musikantenpodium ihre ersten Unterbrechungen. Das Café füllte sich, lärmende Gesellschaften kamen, tranken erst ihren Schwarzen und ließen sich dann Schnäpse und Wein geben. Janosch mußte mit seiner Kapelle spielen, und er tat es mit immer mehr steigendem Eifer. Um drei Uhr nachts gab es kaum mehr eine Pause. Wenn er nicht auf dem Podium stand, bald die Saiten seiner Violine streichend, bald mit dem Bogen den Dirigenten markierend, hatte er sich an dem Marmortischen irgend einer zahlkräftigen Runde aufgestellt und

fiedelte ihr vor, was ihr Begehr war. Es war ihm gleichgültig, ob es der Rakoczymarsch oder das Prinz-Eugen-Lied oder die Wacht am Rhein war. Er fiedelte, wie es sein Beruf war, und je dicker der Rauch sich ballte, je lauter die Leute kreischten, desto wohler war ihm. Denn dann erst blühte das Geschäft und wurden die Taschen locker.

Wie der Herr im eleganten Mantel und Zylinder ins Café trat, war der Lärm schon beträchtlich. Der Zeiger auf der Uhr über dem Spiegel stand zwar erst auf eins, aber dafür war es ein Samstag, und das Ende der Arbeitswoche wird ja gewöhnlich lärmend und tief in den Sonntag hinein gefeiert. Ein Kellner sprang sofort herbei, half dem neuen Gast aus dem Mantel, und gelassen nahm der Angekommene an einem noch freien Tisch Platz, am Fenster, in dem verblaßten schäbigen Plüsch. Ließ sich ruhig und langsam nieder, bestellte eine Schale Kaffee, zog die wohlgefaltete Hose etwas in die Höhe und steckte sich eine Zigarette an. Sein Eintritt hatte keinerlei Aufsehen erregt, die Kapelle spielte weiter, die Mädchen blickten auf, aber nur flüchtig, und die Gäste bemerkten ihn überhaupt nicht. Er hatte ja nicht das mindeste Auffällige an sich. Seine Kleidung war besser als die der Leute, die sonst in diesem Vorstadt-Nachtcasé noch ihr Bedürfnis nach Lärm, Wein und Weiblichkeit zu stillen gewohnt waren, aber sein Gesicht war ein ganz gewöhnliches. Er mochte an die

vierzig Jahre sein, sein Haupthaar war stark gelichtet, sein kurz gehaltener Bart ein klein wenig angegraut, und sein Benehmen nach keiner Richtung hin derart, daß man sich mit ihm hätte irgendwie beschäftigen müssen. Sogar die Mädchen nahmen nur ganz oberflächlich von ihm Notiz. Der Cafetier aber, wie er den Angekommenen sah, eilte sofort auf den Tisch zu, machte ein liebenswürdig grinsendes Gesicht und reichte dem Gast seine fette, ringbesteckte Hand. Sie wurde genommen und der Druck erwidert. Ein feiner Beobachter hätte sehen können, daß es immerhin mit einigem Widerwillen geschah, aber auf Feinheiten gab man hier nicht sonderlich viel. Doch der Gast wußte wohl, warum gerade er vom Wirt, der seinem Aussehen nach ein entfernter Vetter des Janosch hätte sein können, mit solcher Achtung begrüßt wurde. Trotzdem er nur seinen Kaffee trank, sich nie von der Kapelle etwas vorspielen ließ, nie eine große Zeche gemacht hatte. Er war die Zierde des Lokals. Er war derjenige, der diesem Café in später Nachtstunde immer noch einen schwachen Hauch der Wohlanständigkeit gab. Der Nüchterne unter den Betrunkenen. Einer, der im wüßtesten Lärm, wenn der Wein über die Tische rann und die Mädchen wegen unerlaubter Griffe aufkreischten, stets ruhig und in würdiger Haltung an seinem Tisch saß, nachdenklich eine Zigarette nach der anderen rauchte, auf die Musik hörte, als ob sie tatsäch-

lich Hörenswertes böte, um drei oder vier Uhr nachts gleichmütig sich eine Zeitung holte, und höchstens noch einen zweiten oder dritten Schwarzen bestellte. Ein solcher Gast ist einem solchen Wirte ebenso lieb, wie in einem bürgerlichen Wirtshause der Ausgelassene und Betrunkene, und es schien geradezu, als ob der Cafetier den Musikanten und den Mädchen Auftrag gegeben hätte, ihn nicht zu belästigen. Niemals stellte sich der Janosch zu ihm, niemals setzte sich eines der Mädchen, die doch sonst nicht wählerisch in ihrer Gesellschaft waren, an seinen Tisch. Daß er nicht hübsch und nicht mehr jung war, konnte nicht der Grund sein, denn es wurde um weitaus Häßlichere und weitaus Ältere an diesen Tischen gewonnen.

Er war also kein Hochstapler. Er war auch kein Ministerialrat, aber immerhin auf dem besten Wege dahin. Denn täglich ging der vierzigjährige Emanuel in sein Ministerium, erledigte seine Arbeit, tat mehr als manche seiner Kollegen und verließ nachmittags um drei Uhr, keineswegs erschöpft, aber doch etwas ermüdet das alte Gebäude in der inneren Stadt. Speiste zu Mittag in einem Restaurant, in dem man stets noch ein Menü nach seinen Wünschen zusammenstellte, und begab sich dann nach Hause. Sein Leben war von einer vollendeten Regelmäßigkeit. Seine Junggesellenwohnung, die eine alte Bedienerin betreute, glänzte in musterhafter Ordnung, Bü-

cher an den Wänden, Teppiche am Boden, Blumen auf dem Tisch, — er war der geborene Ehemann, und sein Ordnungssinn wäre seiner Frau, wenn er eine gehabt hätte, vielleicht sogar unangenehm gewesen. Aber er hatte keine. Zweimal war er in der Schlinge gewesen, und beide Male war das Verlöbniß zu keiner Ehe ausgeartet. Und jetzt war er vierzig Jahre alt, hatte sich durch Verlobungen und Freundschaften redlich durchgeschoben und war in eine ziemlich Einsamkeit geraten. Die ganze Woche mußte er den Korrekten spielen, und seine Natur war eigentlich gar nicht auf diese Spielart gestimmt. Sein Blut rebellte oft dagegen. Wenn er Urlaub hatte, durchraсте er die Länder, nirgends Ruhe findend, überall nach Erlebnissen spähend, nach etwas Unerwartetem, das ihn aus dem Gleichmaß reißen, das die ganze wohlgefügte Ordnung, die er in sein Leben gebracht hatte, mit einer derben, gesunden Hand umstürzen könnte. Es kam nichts. Er hatte keine Reiseerlebnisse, er hatte auch in Wien kein Abenteuer. Die Tage vergingen und die Wochen, und sein Ruf war der des angesehenen Beamten, der sich nichts zuschulden kommen läßt und der wirklich geeignet ist, sehr bald Hofrat zu werden.

Dieses Leben lastete auf Emanuel. Der Hofrat war nicht im mindesten sein Ehrgeiz. Je älter er wurde, desto heißer sehnte er sich nach einem Erlebnis. Oft glaubte er, umkommen zu müssen auf

dieser glatten Bahn, die ihm keine Schwierigkeiten mehr zeigte, oft beneidete er die Entgleisten, die Verkommenen, die Zigeuner — und wöchentlich einmal ging er in dies Café. Sah um sich Leute, die sich wahrscheinlich mit dem Leben raufen, und die hier vergessen wollten, sich in einen Taumel stürzten, aus dem sie am nächsten Morgen mit schwerem Kopf erwachten. Sah hier Bewegung, Unanständigkeit, Lüfternheit, Elend und Betrunketheit. Das tat ihm wohl. Schon der bloße Anblick. Mehr wollte er nicht. Das Verlangen nach einer Beteiligung an diesem Treiben spürte er kaum. Nur selten hatte er das Gefühl, aufspringen zu müssen, es den anderen gleichzutun, mitzutrinken, mitzuschreien, — alles das abzuwerfen, was sich durch zwanzig Jahre an ihn gehängt hatte wie faules, müdes Fleisch über einen festen Kern. Aber das waren nur Augenblicke, gewöhnlich brauchte er sich zu seiner Zuschauerrolle nicht im mindesten zu zwingen. Er saß an seinem Tisch, blickte dahin und dorthin, rauchte seine Zigarette, und blieb die Zierde des Cafés, in dem er jede Woche einmal den Ruf der Bürgerlichkeit wahrte.

Drüben am Tisch, nächst dem Podium, saß ein junges Mädchen, das er schon zweimal hier beobachtet hatte. Sie war von den Gästen, wie es schien, wenig gesucht. Denn auch das letzte Mal saß sie allein drüben und hatte sogar seinen festen, ruhigen

Blick lächelnd erwidert. Das tat sie auch jetzt. Dann stand sie auf und setzte sich zu ihm. Trotzdem gerade der Wirt vorüberging und ein sehr erstauntes Gesicht machte.

„Sie sitzen immer so allein, Herr Baron!“ fing sie an, „Sie erlauben schon, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste.“

„Aber ja, mein Kind!“ erwiderte Emanuel und dachte sich wieder einmal, daß die Frauen in der Ferne gesehen gewöhnlich viel begehrenswerter erscheinen als in nächster Nähe. Die Kleine war zwar nicht übel und mochte im übrigen noch nicht lange Stammgast hier sein. Die Haut ihrer Wangen war noch frisch und gespannt, ihr Haar hatte keine Unterlage, sondern zeigte eine schöne, schwere natürliche Fülle, und der Ton ihrer Stimme war ihm nicht unangenehm. Sie tat bescheiden und zurückhaltend und fragte ihn nur ganz oberflächlich, warum er denn so fest hinübergeschaut habe zu ihr. Sie kamen in ein nettes, zwangloses Gespräch, und Emanuel wunderte sich, — mit wachsender Freude — daß er sich auch mit einem solchen Mädchen unterhalten konnte. Der Wirt brachte Wein, der Janosch kam und spielte den Rakoczymarsch. Die Leute johlten, zerbrachen Gläser, vor dem Podium tanzte ein Paar in wollüstigen Umschlingungen. Eine lärmende Gesellschaft trat ein, drei, vier junge Leute, suchte Platz, fand keinen und ließ sich an Emanuels Tisch

nieder. Bestellte erst Bier, dann Liköre, dann Wein. Emanuel sah es mit Mißvergnügen und merkte es ebenso unliebsam, daß das Mädchen an seiner Seite seines ruhigen Gespräches, das ja möglicherweise etwas Väterliches an sich haben mochte, immer mehr überdrüssig wurde und schließlich mit dem Nachbar ins Gespräch kam. Der war der Anführer der jungen Bande. Vom Typ des Lebemanns in der Vorstadt. Schaffte Wein an, hatte seine gefüllte silberne Zigarettentabatiere vor sich, hielt die ganze Gesellschaft frei und war ein fescher Kerl. Mit einem solchen kann ich nicht konkurrieren, dachte Emanuel halb belustigt, halb wehmütig, da er von seinem Mädchen, das sich ganz dem neuen Gaste zugedreht hatte, nun nur mehr die flaumigen, golden schimmernden Haare im Nacken sah. Und es wird höchste Zeit, daß ich nach Hause gehe, dachte er weiter. Aber, als ob die anderen seine Gedanken erraten hätten, — es kam eine neue Flasche Wein, und er mußte mittrinken, das Mädchen zeigte sich weichherzig und strich ihm über die Wange, und, kaum daß er wußte, wie es kam, war er mitten drinnen in der Gesellschaft der lustigen Brüder und trank und tat mit.

Drei Uhr war vorüber. Über Emanuels Augen lag es wie ein Schleier, aber er fühlte sich wie befreit von einem unsäglichen Druck. Die Emmi, so hieß das kleine Laster, wurde von ungemeiner Zutraulichkeit, als sie sah, daß sich der Baron nicht be-

schämen ließ, die jungen Leute sorgten für die Lustigkeit, Janosch wich kaum mehr vom Tische, nur der Wirt machte trotz der großen Zeche, die hier emporwuchs, erstaunte Augen. Sollte er sich doch getäuscht haben in seinem Gast? Es ist jammervoll, wie schwer Barone und Hochstapler heutzutage zu unterscheiden sind.

Auf einmal hielt der Franzl eine Rede. Das war der fesche Kerl neben der Emmi. Auf die Wiener Gemüthlichkeit, auf die Feschheit, auf die Gleichheit und Brüderlichkeit, und auf den Baron, der so gar nicht wäre wie die anderen Barone. Emanuel, der das Gefühl hatte, als ob in seinem Kopfe sich ein riesiges Rad drehte, bald vorwärts, bald rückwärts, reichte dem Franzl die Hand, dann hörte er, wie seine Freunde riefen: „Reden! Reden!“ Und er stand wirklich auf, so wie der Franzl es getan, und hielt auch eine Rede, die im Lärm des Cafés übrigens nur den an seinem Tische Sitzenden vernehmbar war. Sprach vom Leben und von der Jugend und wollte noch manches sagen, was ihm so im Lauf der Jahre durch den Kopf gegangen war. Aber er sah, wie die Emmi gähnte und die übrigen nicht mehr zuhörten, brach plötzlich ab und setzte sich nieder. Das war das Zeichen zu einem vielstimmigen Prosit, die Gläser klirrten aneinander, und Franzl bot dem Baron das Duwort an. Emanuel machte gute Miene zu diesem Spiel und war im Innern gar

nicht entrüstet. Im Gegenteil, — und wer wußte denn hier überhaupt, wer er sei. Leben, Jugend, Frische, — ach, ihr könnt mich alle gern haben, da draußen! Auch mit der Emmi trank er Bruderschaft, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte er auch den Janosch umarmt, der diesen Tisch nicht mehr verließ, da er sah, daß hier sein Weizen blühte. In einem lichten Augenblick erinnerte sich Emanuel, daß er für den nächsten Mittag zu einem verheirateten Kollegen zum Essen geladen sei und sich nicht verschlafen dürfe. Aber das war erst morgen, morgen, — — Und die Emmi könnte er sich eigentlich mitnehmen, die wird nicht so oft in einer geordneten eleganten Wohnung schlafen. Und sein Bureau? Wenn die wüßten, wo er wäre! Nein, diese Stunden waren unbezahlbar, — dieses ereignislose eintönige Leben hatte er ja so satt. Und die Emmi wird er sich bestimmt mitnehmen.

Die Emmi war schläfrig. Es ging auf vier. Und sie sagte, sie wolle nach Hause. Und die lustigen Brüder konnten kaum mehr lallen. Also zahlen! Es war eine hübsche Zeche. Als sie aufstehen wollten, suchte der Franzl, der schon bedeutend schwankte, seine silberne Tabatiere. Sie lag nicht auf dem Tisch, er fand sie nicht in seinen Taschen. Erst meinte er zu seinen Freunden, sie sollten keine schlechten Witze machen. Die waren entrüstet. Dann flog ein Blick zu Emmi, die ja neben dem Franzl gegessen hatte. Die

wurde gleich gemein. Emanuel dachte, es ist doch ein niedriges Pack, in das ich da geraten bin, und spielte den vollständig Unbetheiligten. Aber nicht lange. Denn als die Emmi mit einer Schneidigkeit, die zu ihrem sonst sanften und gutmütigen Gesicht schlecht paßte, den Verdacht von sich abgewälzt hatte, zwinkerte der Franzl zu Emanuel herüber: „Alsdann, Herr Baron, mach keine G'spaß', gib mir meine Tabatier!" Emanuel lächelte gezwungen und sagte dann, in dieser Situation sich wieder auf sich besinnend: „Mein Lieber, ich habe sie doch nicht, wer weiß, wohin Sie sie getan haben.“

„Jetzt red't er auf einmal per Sie!" hörte er noch. Und dann kam der Krawall. Wie der eigentlich angefangen hatte, dessen konnte er sich später nicht mehr ordentlich entsinnen. Wenn er zurückdachte, sah er nur ein wüßtes, schmutziges Bild vor sich. Die Burtschen waren alle aufgestanden, die Emmi davon-gelaufen, und der Franzl schrie. Erst kam der Wirt und sah ihn mit einem verdächtigen Blick an, die Leute, die noch im Café weilten, schauten herüber oder stellten sich hinzu, und der Franzl schimpfte in einer Weise, der gegenüber er vollständig hilflos war.

„Das will a Baron sein und jagt an armen Teufel sei Tabatier — das wer'n wir no sehn, ob das so hingeh't. Es gibt no a Gerechtigkeit — entweder ha't's der da oder dö's Mensch, dö's elendige,

das da g'essen ist. I will mei Tabatier, mei silberne, ehender geh' i nit fort!"

Der Wirt wollte erst beschwichtigen, und der Janosch ebenso. Aber beide sahen, wie Emanuel zitternd und mit tieffstem Rot übergossen, vor dem schreienden Burschen stand und ein paar Worte stammelte. Wie er, in zurückkehrender Nüchternheit, plötzlich wieder blaß wurde und mit hilflosen Augen rundum schaute. Und in beiden, dem Wirt wie dem Kapellmeister, der zehn Minuten vorher von Emanuel zwanzig Kronen erhalten hatte, stieg der Verdacht immer höher, daß dies kein Ministerialrat, sondern tatsächlich ein Hochstapler sei. Der Wirt geriet in Wut darüber, daß er sich so täuschen hatte lassen von diesem Menschen, dem er durch Wochen hindurch jeden Samstag mit einem unterwürfigen Grinsen die Hand gedrückt hatte. Alles eher hätte er sich gedacht, als daß dieser ruhige, gesetzte Mann sich doch schließlich als Bauernfänger und Taschendieb entpuppe. Und in seinem Zorn über sich selbst schrie er: „Das wer'n wir gleich hab'n!" und rief den Polizisten von der Straße herein, der allnächtlich vor diesem Café seinen Posten hatte, da ja die Skandale mit den Mädchen und den Betrunknen oft einer Schlichtung bedurften.

Der Polizist kam. Und eine Viertelstunde später war die ganze Gesellschaft auf dem Kommissariat: Emanuel, Emmi und der Franzl mit seinen Genossen.

Der Kommissär war ungehalten über die Störung und sah Emanuel scharf an. Der hatte inzwischen die Fassung wiedergewonnen und antwortete auf die Fragen kurz und kühl. Es müsse ein Irrtum sein, die Herren wären ja alle nicht nüchtern und so. Und er hätte diese verwünschte Tabatiere nicht. Emmi sagte dasselbe aus, aber in einer zweideutigen, hinterhältigen Weise, die Emanuel sehr verdächtigte. Um den Streit zu schlichten, nahm der Kommissär einfach eine Leibesdurchsuchung vor und begann bei Emanuel. Aus seiner rechten Hosentasche zog er Franzls Tabatiere hervor.

Franzl triumphtierte, Emmi schrie: „Jetzt soll der Herr Baron noch so frech sein und sagen, ich hätt's ihm zug'steckt!“ Emanuel war blaß und schwieg. Was hätte ihm alles genügt. Er stotterte, daß es unmöglich sei, daß er nicht wüßte, wie dies in seine Tasche geraten wäre, — und hörte, wie der Polizist neben dem Kommissär das Wort fallen ließ: „Ein feiner Herr, — das hab ich mir glei dacht!“

Der Kommissär aber machte ein ernstes Gesicht, und Emanuel hatte es vielleicht nur seiner anständigen Kleidung zu verdanken, daß er nicht gleich zurückgehalten wurde. Doch man wollte seine Persönlichkeit feststellen. Emanuel durchfuhr ein Schreck wie ein heißer Stahl, der plötzlich in ihn hineingerannt würde. Aber er faßte sich rasch. Er wurde nach Ausweispapieren gefragt und wies seine Legitima-

tion vor. Die betrachtete der Kommissär kopfschüttelnd, als ob er vor etwas völlig Unglaublichem stände, und gab sie ihm dann zurück. Er war aber merkbar um einen Ton höflicher zu Emanuel, als er das ganze Verfahren schloß, und sagte, er werde schon in den nächsten Tagen vernehmen, was weiter in dieser Sache geschehen werde.

Dann wurden alle entlassen. Emmi schnitt ein höhnisches Gesicht, seine Zechgenossen riefen ihm noch ein paar unflätige Worte nach. Dann stand er allein auf der Straße, setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen und schlug, ohne daß es ihm recht bewußt wurde, die Richtung nach seiner Wohnung ein. Klingelte an, gab dem Portier das Trinkgeld, stieg zwei Stockwerke empor, öffnete seine Wohnung und trat in sein Zimmer. Sein Gesicht verzog sich schmerzlich. Ruhe und Ordnung umfing ihn, die Bücher standen an den Wänden, sein Schritt sank in den weichen Teppich, ein dünner Duft der Blumen, die in der Vase auf dem Schreibtisch standen, kam ihm wie ein Gruß entgegen. Er ließ sich auf dem Sofa nieder. In seinem Hirn hämmerte es. Was war jetzt geschehen, wie stand es nun mit ihm? Er war also ein Dieb, — ein Dieb, ein Dieb!! Und wer würde ihm das Gegenteil glauben. Und wenn schon nicht ein Dieb, so war er mindestens des Diebstahls dringend verdächtig. Das galt gleichviel. Und in den nächsten Tagen würde dann eine Vorladung

kommen und sein Hofrat ihn zur Seite nehmen, im Zweifel, ob er einen Verbrecher oder einen Verrückten vor sich hätte. Dann kam wahrscheinlich eine Verhandlung, auf die sich die Zeitungen stürzen werden, und wer weiß, welchen Schmutz und Kot dieser Stein, der da ins Rollen geraten war, noch aufspritzen würde.

Nein. Das ging alles nicht. Das ging doch alles nicht. Da gab es ja überhaupt keinen Ausweg mehr. Da mußte Schluß gemacht werden. Aber schnell, schnell, schnell. Er war vollständig ernüchtert und Herr seiner Gedanken. Setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an seinen Hofrat, daß er die nächsten Tage wegen eines argen Unwohlseins nicht ins Bureau kommen werde. Dann schrieb er noch ein Blatt an seine Bedienerin, daß er auf eine Woche verreise, legte beides ins Vorzimmer hinaus, versperrte die Türe in sein Zimmer und begab sich zu Bett. Stülpte sich die Polster auf, so daß er in sitzende Stellung kam, und lag nun lange in ruhiger Haltung. Starrte mit großen, steifen Augen das Tapetenmuster seiner Wände an und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Die ausgerauchten ließ er achlos auf den Teppich fallen. Bei der sechsten war er zu einem festen, unabänderlichen Entschlusse gelangt, stand auf und führte ihn auch aus.
